

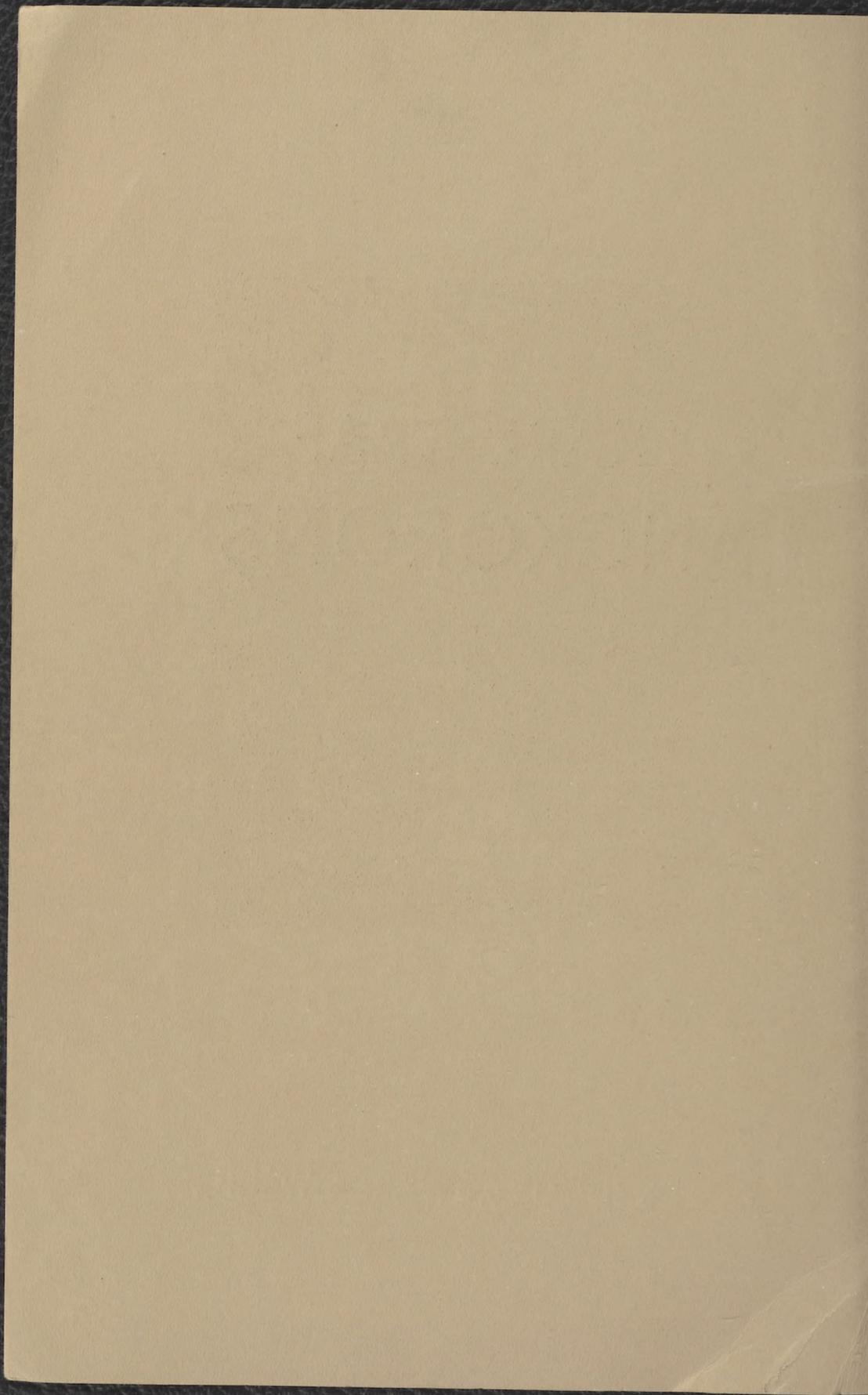
II 287.627

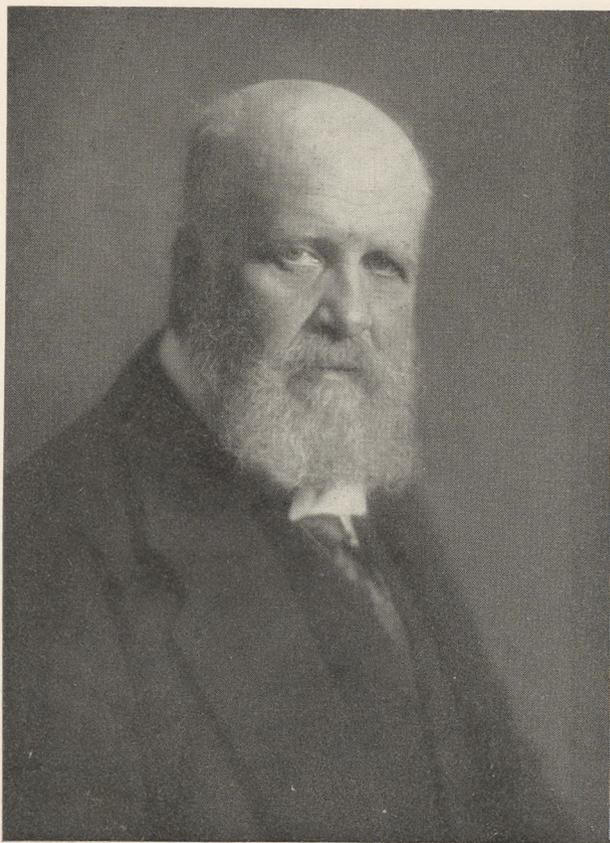
16

KARL GRAF
LANCKORONSKI

Von

Dr. JULIUS v. TWARDOWSKI





Dr. Karl Graf von Brzezie Lanckoroński
1848—1933



„LANCKOROŃSKI“

Vortrag, gehalten im Verein der Museums-
freunde zu Wien am 26. November 1934

von Dr. JULIUS v. TWARDOWSKI

Kommissionsverlag Franz Leo & Comp.

Wien I, Opernring 3

[1934]

LANCKORŃSKI

Vortrag gehalten im Verein der Musen-
freunde zu Wien am 30. November 1934

von Dr. JULIUS W. TWARDOWSKI



II 287.627

Kommissionverlag Franz Leo & Comp.
Wien I, Gumpelg. 3

Dm
323

1946 B 280

Wollte man über Sr. Majestät Oberstkämmerer, den Ritter vom Goldenen Vlies, Geheimen Rat, Herrenhausmitglied, Doktor der Rechte und zweifachen Ehrendoktor der Philosophie, Karl Grafen Brzezie Lanckoroński reden, so würden Amtskalender, Hof- und Staatshandbuch, Gotha-Almanach u. dgl. überreiches Material gewähren. Heute wollen wir aber aus einer noch weit ergiebigeren Quelle schöpfen, aus der Persönlichkeit selbst, und wollen einfach über — „Lanckoroński“ sprechen.

„Ihn kannte ja jedes Kind“, wie man zu sagen liebt. Seine Popularität reichte vom Kaiserhof bis zu den Damen der Halle wie zum letzten Einspänner in Wien und bis zum letzten Bauer im weiten Umkreis seiner polnischen Besitzungen. Ja, kannte man sie wirklich, diese internationale Berühmtheit? War sie so einfach zu fassen, so leicht zu ermessen? Wie viele kannten ihn sozusagen nur optisch oder auch nur akustisch! Wußten sie denn auch von seiner donnernden Milde, seiner polternden Güte?

Oh, er war ein kompliziert Gebilde; aber auch komplex, weil balanciert in seinem Innern. Nach außen war er wohl nichts weniger als Kompromißnatur — entschiedene Ansicht in entschiedener Form, offene Meinung in offener Sprache. Ein sacrificio dell'intelletto, ein clair-obscur, das hat er nie gekannt. Freilich wußte er äußeren Umständen Rechnung zu tragen und war, eben weil in sich geschlossen, voller Fähigkeit, sich der Umgebung anzupassen. Wie wußte er sich in der Nachkriegszeit, der doch sein Herz gewißlich nicht gehören konnte, umzusehen, zurechtzufinden und sein führend Teil zu wahren!

Als Synthese von Natur, Kultur, Natürlichkeit und unverdrossener Arbeit an sich selbst, bot er ein Beispiel, wie vielfältig doch im Innern ein dem Äußern nach ganz einheitlich gestalteter Athlet zu sein vermag — ein Koloß, der feinste Ornamentik trug.

„Du trotzig ragender Einser!“, so grüßte er in seinen Venezianischen Distichen dem entschwundenen alten Campanile nach — und so war er selbst gewesen: Eigenwillig und ein Einser. Klassifizieren kann man es nicht, dies Original, davon es keine Kopie geben kann; man mag es nur zu analysieren suchen:

An Geist und Körper eine imponierende Erscheinung, mächtig dimensioniert und wohl proportioniert; eminent und prominent;

wie aus einem Guß und doch von kunstvoll schwieriger Legierung; gebundene Gegensätze, aufgelöste Widersprüche: Eigensinn und Einsicht, Heftigkeit und Zartgefühl, Herrschsucht und Nachgiebigkeit, Selbstbewußtsein und wahrhaftige Bescheidenheit, Ironie und Bonhomie, Herrenmensch voll Dankbarkeit für empfangene Kleinigkeit und voll freudiger Bejahung fremder Leistung; Stimmungsmensch — gelassener Philosoph; Fortissimo und alle feinen Nuancen. Und seine wunderbare Güte! Tief war sie in ihm verankert, offen lag sie jedem Sehenden zutage; man mußte sie nur fühlen, um zu wissen, welch ein warmer Mensch das war! Und als Freund der Treuesten der Treuen!

Nicht umsonst war er im Jahre 1848 geboren; so wirkte er denn vielfach revolutionierend als Voll- und Kraft- und Ganznatur nach Tempo, Rhythmus und Dynamik. Der weite Spielraum seines rasch erfassenden und scharf zugreifenden Geistes — Max Kalbeck hat von seinem kinematoskopisch veranlagten Gehirn gesprochen; sein profundes Wissen — nicht etwa eine ungeheuere Fragmentensammlung, sondern ein wohlausgebautes Gesamtgebiet; sein fabelhaftes Gedächtnis, ein Zug ins Große, Flug ins Weite — all das ermöglichte ihm intellektuelle Unabhängigkeit und Unbefangenheit nach allen Seiten und gab ihm als dem in partibus-Professor ein Anrecht auf den prächtigen Gelehrtenkopf. Nicht orthodox, lieber noch paradox, und eher gegen den Strom, als mit ihm. Fand auch nicht jeder Stil, nicht jede Epoche vor seinen Augen Gnade, so billigte er ihnen doch allen Daseinsberechtigung zu, weil er nicht nur Kunstwerke an sich betrachtete, sondern sie als Ergebnisse von Zeit und Umwelt sah und daher als gleichberechtigt anerkannte. Denn fremd war ihm nur eine Seite: die Einseitigkeit. Und wenn er so zu allen Fragen Stellung nahm, so hatte er doch die gerade bei so überquellenden Naturen seltene Klugheit, auf Gebieten, die ihm ferner lagen, keinesfalls autoritär zu sprechen.

Und nicht vergeblich war er auch als Sonntagskind geboren! Bei seiner impulsiven, schöpferischen Veranlagung konnte er nur Optimist sein, und zwar einer, der sich über den Idealisten bis zum Enthusiasten steigern konnte. Wie bezeichnend doch sein Lob des Alters, das er als des Lebens schönsten Abschnitt pries, weil erworbene Kenntnisse, gesammelte Erfahrung und des Urteils Reife erst die Möglichkeit bieten, des Lebens Früchte mit Bewußtsein zu genießen. Und wenn er Jahr für Jahr auf seinem Landsitz, seinem heißgeliebten Rozdół weilte, wohin ihn immer die Kastanienblüte führte, freute er sich jedesmal des wundeschnön getönten Sonnenuntergangs; und wenn es einmal keinen gab, so freute sich der optimistische Genießer à tout prix, daß ihn die Sonne nicht von den geliebten Büchern abzog!

So stellte Lanckorońskis geistige und seelische Struktur einen ebenso empfindlichen und unablässig verarbeitenden Empfangsapparat wie auch mächtigen Sender dar. Als kritisch produktiver Tatmensch konnte er sein inneres Vermögen nicht für sich behalten: sein reiches Geistesleben verlangte nach Expansion, sein reges Seelenleben nach Manifestation, sein vulkanisches Temperament nach Eklat und Eruption, seine Kampfnatur nach Opposition.

Hasser jedes Parteiwesens, war er weder asozial noch anational. Aristokrat in des Wortes schönem Urverstand, Demokrat in des Ausdrucks idealer, also ungebräuchlicher Bedeutung; Noblesse oblige war ihm Gesetz — Verpflichtungen, die aus Geburt, Erziehung und Besitztum fließen, er hat sie alle vornehm und aufs äußerste erfüllt: was er ererbt von seinen Vätern hat, erwarb er, um es zu besitzen.

Er wählte seinen Umgang lediglich nach Wertung der Persönlichkeit: Wilhelm v. Hartel, Adolf Exner, Josef Unger; Bayersdorfer, Bode, Hildebrand, Max Dvořak; Böcklin, Rodin, Rudolf v. Alt, Makart, Josef Engelhart, Tilgner, Zumbusch; Malvida v. Meysenbug, die Ebner-Eschenbach, Christiane Gräfin Thun-Salm; Franz Schalk, Max Mell, Rainer Maria Rilke; von seinen berühmten Landsleuten: Stanisław Graf Tarnowski, Henryk Sienkiewicz, Gräfin Adam Potocka, Julian Klaczko, Marjan Sokotowski, Jacek Malczewski, Kasimir Pochwalski; dann die Säulen seines Musentempels, seines Burgtheaters: die Wolter, die er auf der Bühne mehr als sechshundertmal gesehen, das Ehepaar Gabillon, Lewinsky, die scharmante Greisin Auguste Wilbrandt-Baudius, und aus unserer Zeit Else Wohlgemuth, Rosa Albach-Retty, der immer junge Georg Reimers und der niemals alte Hugo Thimig — diese Namen und die vielen, vielen anderen sagen schon allein, wer er selber war.

Durchglüht vom wärmenden Feuer, durchleuchtet vom klärenden Licht eines gesunden Nationalismus, blieb er alle Zeit borniertem Chauvinismus fern. Aber auch ihm bedeutete Internationalismus nicht das Bestreben, die Begriffe Volk und Heimat aufzulockern und eine im national luftleeren Raum haltlos schwebende Generation heranzubilden — o nein! Aber er begehrte Menschen, die, fest verankert in der eigenen Nation, ohne Vorurteil auf andere Völker blicken und auf diesem Weg zu einer höheren Warte steigen. Heilbringende Kulturträger sind nicht die Kosmopoliten a priori, sondern jene a posteriori, nicht die gewollten, sondern die gewordenen. Da Lanckoroński sich in Wien so heimisch fühlte und im künstlerischen Leben dieser Stadt ein gar mächtiger Faktor war, mochte man hier oft vergessen haben, daß er der polnische Patriot geblieben, als den er immer sich bekannte. National Pole — kulturell Weltbürger!

Politisch hat er gleichfalls seine Pflicht erfüllt. Das Herrenhaus sah ihn wohl in allen Sitzungen, auch Kommissionen blieb er niemals fern. An wichtigen Beratungen des Polenklubs nahm er immer Anteil, und kein Bedenken hat den Oberstkämmerer gehindert, in einem Fall die oppositionellen Reihen zu verstärken.

Um auch — wie es sich heutzutage ziemt — von Sport zu sprechen, so war er wohl ein guter Reiter, ein Jäger aber nie. Für den Hyperkult des Bizeps bewies er kein Verständnis, und höher als die Olympiade stand ihm der Olymp.

Mit stillem oder auch mit lautem Grimm vernahm er es, wenn einer sein Haus „Museum“ benannte — nein, es war schlechthin sein Heim, darinnen er mit seinen Lieben wohnte. Auch diese Seite seines ureigensten Lebens schöpfte er in strengster Pflichterfüllung, weiser Rechtsausübung und mit tiefster Herzensliebe aus, indem er ein Familienleben aus dem Vollen führte.

War es also nicht berechtigt, war es nicht so treffend schön, wenn ihn einer wie Johannes Wilde den letzten Humanisten hieß? Sie alle, all die vielen, die ihm Würdigung und Grüße, Huldigung und Dank nachriefen, mußten sie nicht durchwegs bezeugen, daß er, dessen Sinn nicht darauf ausging, Freunde zu suchen, keinen Feind gefunden hat?

Wo so viel Licht — kein Schatten? Wo so viel Kraft — keine Schwächen? O doch — wir haben schon daran gerührt; man kann es kurz zusammenfassen: seine Schwächen waren Überschüsse oder Übertreibung seiner Kraft, gelegentliche Unbeherrschtheit nur Begleitung seiner über alles herrschenden Wahrhaftigkeit und niemals zu erstickenden Natürllichkeit.

Die allermeisten Menschen hinterlassen, wenn sie scheiden, eine freie Stelle, aber in der Regel keine Lücke. An ihn dagegen, an sein Dasein, an sein Hiersein, hatte man sich so gewöhnt, daß man ihn für immer bleibend wähte. Und erst, als sich in seinen letzten Tagen schier unerschöpflich scheinende Kräfte zur Neige wandten — da erst ward uns bange!

Sein Lebensfaden wie auch seine Lebenslinie, sie spannen sich bis an die letzte Grenze, und noch ganz kurz vor seinem Ende wußt' er Lenau zu zitieren. Zu einem wirklich Altern hat ein gütig und gerechtes Schicksal es nicht kommen lassen — sein überreiches Lebenswerk, es war vollbracht!

In der von ihm geretteten und so geliebten Karlskirche segnete der Kardinal von Wien, was an ihm irdisch war.

Nehmt alles nur in allem — er war ein Herr: ein geborner und auch ein gewordener. Seinesgleichen kommt nicht wieder. Ihn wird man nimmer vergessen und immer vermissen!

Graf Lanckoroński war von Jugend auf bis ganz zuletzt der ewige Student und der ewige Wanderer. Lektüre war ihm eine heilige Handlung, und bis in seine letzten Lebenswochen besuchte er fast jeden Abend, der ihn nicht in einem Theater oder Konzert traf, Vorträge aller Art, an die er nicht selten Diskussionen oder auch einen Briefwechsel mit dem betreffenden Vortragenden anschloß. Er selbst bezeichnete sich als „Wandervogel“; das Wandern war des Grafen Lust, war ihm Lebenselement und er übte es im Sinne seines Goethe: „Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.“ Und seine Reisen waren immer, auch wenn er sie allein unternahm, wissenschaftliche Expeditionen oder Kunstwanderungen.

Als Vierzigjähriger war er 1888—1889 mit dem Aquarellisten Ludwig Hans Fischer von Marseille über Ceylon nach Indien, China, Japan und über Nordamerika zurück nach England gefahren und hat hierüber in seinem Reise-Prachtwerk „R u n d u m d i e E r d e“ (Cotta 1891) berichtet. Auch Nordafrika blieb ihm nicht unbekannt. Spanien und Portugal, das er als junger Mann mit Makart bereiste, hat er noch einmal als Achtzigjähriger in einem Tempo durchgemessen, daß seiner jungen töchterlichen Begleiterin der Atem ausging. Seine große Liebe aber galt immer Italien — das Reich der Römer mit der Seele suchend und auch mit dem Herzen findend! Einen seiner allerletzten Sommer verbrachte er mit der Besichtigung einer großen Zahl von österreichischen Schlössern, und für 1933 hat er noch eine Fahrt nach Südamerika geplant.

Schon vor seiner Weltreise hatte er (1882) an der von ihm finanziell ermöglichten archäologischen Expedition Benndorfs nach Lykien teilgenommen und 1884 die von ihm auf eigene Kosten organisierte Expedition nach Pamphilien und Pisidien — durchwegs Landschaften an der Südküste von Kleinasien — zur Erforschung der kunst- und historischen Denkmäler geführt, wobei ihm einige Wiener und polnische Gelehrte, Techniker und Künstler Gefolgschaft leisteten. Das zweibändige Standardwerk „Die Städte Pamphiliens und Pisidiens“ ist vom Grafen zusammen mit Eugen Petersen und Georg Niemann 1890—1892, resp. 1896 in je einer deutschen, französischen und polnischen Ausgabe herausgegeben worden; zahlreiche Zeichnungen und Aquarelle von Georg Niemann (und Lichtenfels) geben das architektonisch und landschaftlich Interessante wieder, während Jacek Malczewski in vielen lavierten Feder- und Pinselzeichnungen als Illustrator der Expedition selbst und ihrer Reiseerlebnisse tätig war.

1906 gab der unermüdliche Gönner unter Mitwirkung des Professors an der Akademie der bildenden Künste Georg Niemann

und des Prälaten Prof. Dr. Heinrich Swoboda die an kunstwissenschaftlicher Vertiefung und prachtvoller Ausstattung geradezu monumentale Monographie über den Dom von Aquileja heraus, dieses Juwel altchristlicher und romanischer Kunst. „Ohne Lanckorońskis Anregung wäre der kolossale Mosaikenfund von Aquileja nicht möglich gewesen.“ Er wurde denn auch der erste Ehrenbürger von Aquileja.*)

Lanckoroński gehörte zu jenen seltenen Historikern, die mindestens ebenso lebhaft von Tagesfragen gepackt werden. So nahm er in zahlreichen Broschüren, Abhandlungen und Zeitungsartikeln temperamentvoll Stellung zu aktuellen Problemen. Die reichste Frucht seiner schriftstellernden Tätigkeit ist aber nur zum allergeringsten Teil bekannt geworden: seine literarisch und menschlich überaus wertvollen Tagebücher, die ganze Kisten füllen.

An Wien, Krakau und anderen Städten lernte der Urbanist Lanckoroński den hohen kulturellen und erzieherischen Wert alter, organisch gewordener Stadtgebilde schätzen — und so lebt sein Geist und Verdienst auch im Wiener Stadtbild fort, für das er wie ein Schirmherr gekämpft, geschrieben und gepredigt hat — kreierend, konservierend, frustrierend, und eben weil so manche seiner Taten ein Verhindern, ein Vereiteln war, sind nicht immer persönlich greifbare Spuren seiner Wirksamkeit erhalten. Steits leitete ihn die Treue zur Tradition, aber auch der Mut zum Fallenlassen von Unlebendigem oder gar Antikisierendem. Allem Kitsch galt seine Todfeindschaft und einen mitleidlosen Kampf führte er gegen den insipiden Wahn der erstrebten Stileinheit und Stilreinheit.

Wieviel seiner schöpferischen Wachsamkeit und einschreitenden Unbeugsamkeit zu danken ist, beweist zum Beispiel die unversehrte Erhaltung des reiz- und stimmungsvollen Franziskanerplatzes und der Minoritenkirche, wo er den geplanten Umbau des Turmes nicht zustande kommen ließ. Vor allem aber seien seinem Riesenkampf um das Riesentor der Stephanskirche und um den ungeschmälerten Anblick der Karlskirche einige Worte gewidmet:

1882 war das Projekt einer Renovierung, recte Zerstörung des St. Stephans-Portals zur Diskussion gestanden, als nämlich Dombaumeister Friedrich Schmidt in zwei Sitzungen des Wiener Dombauvereins im März 1882 den Antrag gestellt hatte, den ro-

*) Der Großindustrielle Eugen Freiherr Ritter Zahony, Eigentümer des Gutes Monastero bei Aquileja, half dem Grafen bei der Assanierung der Basilika, die zum Teil unter Wasser stand, und erwies ihm großzügige Gastfreundschaft.

manischen Bogen vor dem Heidentor durch einen neuen, in gotischen Formen gehaltenen Bogen zu ersetzen. Das Projekt wurde vom Ausschuß des Dombauvereins (mit den Stimmen einiger gefeierter Persönlichkeiten!) zwar angenommen und zur Ausführung bestimmt, zum Glück aber von dem bedeutenden Kunsthistoriker Thausing im Verein mit einigen ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, darunter dem späteren Unterrichtsminister Wilhelm v. Hartel, dem Lehrer und Freund des Grafen, abgetan. Doch nach 20 Jahren, 1902, kam der Dombauverein auf seinen Gedanken zurück. Da lud das Unterrichtsministerium den Dombaumeister Herrmann mit allen ständigen Mitgliedern zu einer Sitzung, damit er an Hand des gesamten Bildmaterials sein Projekt erläutere. Es wurde nach seinen eingehenden Erörterungen mit allen Stimmen gegen zwei abgelehnt. Graf Lanckoroński hielt damals eine glänzende Rede, deren Argumente völlig überzeugten. Ebenso wenig führte ein dritter, ein Hintertreppen-Versuch des Dombauvereins, sich mit Umgehung der kompetenten Behörde an eine oberste Instanz zu wenden, zu der ersehnten Gotisierung-Erlaubnis. Mit der sogenannten „Herstellung nach streng historischem Muster“ war es also nichts. Nach einem übrigens auch lange künstlich geschürten und agitatorisch ausgebeuteten Kampf war das Riesentor gerettet: die edle Harmonie, die stilistische Patina, in welcher Fassade und Portal in wunderbarer Einheit verschmelzen, blieb unangetastet, und wir sehen das ehrwürdige Tor so, wie es sechs Jahrhunderte gesehen. Heinrich Swoboda schrieb später: „Im Kampf um das Riesentor und um die Karlskirche war Lanckoroński der geheime Feldherr. Mit der Rettung des ehrwürdigen Portals aus der Zeit Rudolfs von Habsburg zog der neue Denkmalschutzgedanke siegreich in diesem Lande ein.“ Und wie gern man jenes dreifachen Versuches heute vergißt, läßt ein vor wenigen Wochen gehaltener Vortrag von Prof. Dr. Hans Tietze „Die Bauhütte von St. Stephan“ erkennen, der über die fachmännische Attacke gegen das Riesentor mit Schweigen hinweggeht.

Nicht weniger wuchtig setzte sich Graf Lanckoroński für die Unberührtheit der äußeren Erscheinung der Karlskirche ein, der das Projekt Otto Wagners für ein nebenan zu errichtendes Kaiser Franz Joseph-Stadtmuseum eine arge Gefahr bedeutete. Das Museum hätte trotz aller Änderungen und Milderungen des Entwurfs die Kirche erschlagen. Es gab eine scharfe Polemik des kommunalen Museumsbau-Ausschusses gegen die k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Der Kampf ging übrigens nicht gerade gegen Otto Wagner und überhaupt nicht gegen ein bestimmtes, sondern gegen jedes Projekt dieser Art, und für die Freihaltung jenes Platzes.

Nach Norden und Osten ist die Kirche*) heute verbaut, noch sind drei Seitenansichten erhalten: die an der französischen Botschaft vorbei, jene bei der Canovagasse, und die von der Ecke Schwarzenbergplatz, besonders wenn man einige Schritte in die Lothringerstraße hineingeht. Und wie würde sich der Verteidiger der Karlskirche über die Entscheidung der heutigen Gemeindeverwaltung freuen, welche die Verkaufsbuden, die den Karlsplatz in den letzten Jahren verunstalteten, verschwinden läßt.

In seiner Heimat wandte Graf Lanckoroński insbesondere der alten Königsburg in Krakau, dem *W a w e l*, seine zärtliche Fürsorge zu. Die Beschaffung der Mittel zur Restaurierung des Schlosses war größtenteils ihm zu danken. Für die Kathedrale stiftete er das großartige Grabmal der Königin Jadwiga (Hedwig). Als langjähriges Mitglied der Wawelkommission beteiligte er sich führend an allen Verhandlungen und stemmte sich gewaltig gegen die willkürliche neugotische Restaurierung des alten Schlosses, indem er für treueste Erhaltung des Überkommenen unter Entfernung fremder Zutaten eintrat.

Als *O r g a n i s a t o r* bewährte sich Lanckoroński bei der Neugründung des Staatsdenkmalamtes. Im damaligen Galizien brachte er noch vor dem Weltkrieg das Landeskonservatoren-Amt zustande, das im späteren Kriegsgebiet viel gerettet hat. Eine Folge seiner Tätigkeit als Konservator war sein stets waches Interesse für alle musealen Fragen. Als Oberstkämmerer leitete er eine Zeit lang die Hofsammlungen, und noch in den letzten Monaten seines Lebens nahm er regsten Anteil an den Vorarbeiten für das Wiener Dom- und Diözesan-Museum.

In diesem Zusammenhang soll auch kurz auf die vielen *S c h e n k u n g e n* und *S t i f t u n g e n* des Grafen hingewiesen werden, so auf die kostbare Sammlung von Gips-Abgüssen nach antiken und Renaissance-Kunstwerken, die er als wertvolles Studienmaterial der Jagellonischen Universität in Krakau spendete. Vor einigen Jahren widmete er der Polnischen Akademie der Wissenschaften für ihre Zweigstelle in Rom eine in Rozdół entstandene Sammlung von zirka 60.000 Photographien von Kunstwerken aller Zeiten und Völker. Nicht unerwähnt soll auch bleiben, daß auf seine Veranlassung und unter seiner Förderung das polnische Nationalepos, Adam Mickiewicz' „Pan Tadeusz“, ins Deutsche übertragen wurde.

In Wien hat sich Graf Lanckoroński als *B a u h e r r* in der Jacquingasse und im „Faniteum“ betätigt.

*) Ursprünglich war sie auf einem viele Meter hohen Untergrund von Stein geplant gewesen, doch hatten die Geldmittel nicht gereicht.

Sein Wohnhaus in der Jacquingasse — „Palais“ hörte er nicht gern — ist nach seinen genauen Angaben 1894 von Helmer und Fellner im Wiener Barockstil des angehenden XVIII. Jahrhunderts errichtet worden. Lanckoroński war der erste, der in jene damals ganz unverbaute Gegend zog. Nach dem Sturz der Biedermeier-Architekten war in Wien in allen Stilarten gebaut worden: Antike, Byzanz, Mittelalter, französische, italienische, deutsche Renaissance; nur gerade die größten Wiener Meister des XVII. und XVIII. Jahrhunderts waren geächtet. Erst in den Achtzigerjahren erinnerte man sich an Fischer von Erlach, an Hildebrand; Lanckoroński förderte diese bodenständige Entwicklung, und sein Haus in der Jacquingasse ist eines der ersten, das in innigem Anschluß an die Wiener Tradition den Wohn- und Repräsentationsbedürfnissen eines modernen Kulturmenschen gerecht wird. „Doch war es nicht — wie sein Eigentümer selbst sagte — auf eine getreue Kopie der Bauwerke jener fernen Zeit abgesehen. Im Gegenteil, vernehmlich sollte es jedem Besucher verkünden: Laß Dich nicht irre machen, ich bin gar nicht 200 Jahre alt, ich bin ein Kind dieser unserer Tage!“

Über die zu einer überbauten Unterfahrt führende Rampe gelangt man in die Sala terrena mit seitlichen Durchgängen zu zwei Treppen. Der große Freskensaal im ersten Stock ist mit Werken von Domenichino (+ 1641) aus der Villa Aldobrandini in Frascati geschmückt. An die Freskenhalle schließen sich beiderseits je ein großer Saal und die übrigen Räumlichkeiten an, welche die berühmten Sammlungen des Hausherrn beherbergen. Besonders nahe standen ihm die großenteils von ihm selbst erworbenen Italiener des Trecento und Quattrocento. Von seinem Studierzimmer erblickte Lanckoroński die nach der von ihm aufgestellten Skala drei schönsten Bauten Wiens: St. Stephan, Belvedere, St. Karl, und genoß einen noch schöneren Blick auf Wien, als die von Canaletto gemalte Aussicht vom Belvedere aus bietet, denn er sah Wien mit dem Belvedere.

Sein eigentlicher Wiener Herzensbau ist das sorgsam nach seinen Weisungen vom Schweizer Laroche erbaute „Faniteum“ in Ober-St. Veit, auf dem Gemeindeberg hinter der St. Veiter Einsiedelei. Es war vom Erbauer dem Andenken seiner frühverstorbenen Gattin Franziska, geborenen Gräfin Attems, gewidmet und sollte als Mädchen-Rekonvaleszentenheim wohlthätigen Zwecken dienen. Einst ganz einsam gelegen, ist das „Faniteum“ heute von Schrebergärten bedrängt. Eine Thujen-Allee, in deren Achse der Stephans-turm hineingestellt ist, führt zu diesem Stück Italien auf österreichischem Boden. Keine bloße Nachahmung mittelalterlichen Bauwerks, aber Geist und Stimmung einer toskanischen Frührenaissance-Architektur in einer Wienerwaldlandschaft, wo sie durchaus nicht boden-

fremd wirkt. Die Grundanlage der Kirche, der einzigen in Wien, die in reinem Quattrocento-Stil gehalten ist, lehnt sich an die berühmte cappella dei Pazzi des Brunellesco in Florenz an. Um den Mittelbau mit der sanft gewölbten Kuppel liegen die übrigen Räume ohne mechanische Symmetrie. Keine Inschrift — durch Verbindung der Kuppel mit dem gegliederten klosterähnlichen Anbau wird der Bau zu einem beredten innerlich Ganzen. Gegen Norden eine Art Hof ohne Einengung, gegen Süden zwei Loggien. Im Freskengang stellen Kompositionen des sonst in Wien nicht vertretenen Wilhelm Steinhausen die „Sieben Werke der Barmherzigkeit“ dar. Das Innere des Gebäudes birgt von Reisen mitgebrachte Kabinettstücke: Renaissance-Wandbank, Chorgestühl aus der Bretagne, Reliefs aus Barcelona. Heinrich Swoboda spricht so wunderschön von der „florentinisch feinen Seele des Faniteums“.

Von der Ost- und der Südseite sieht man alles, was für Wien und seine Umgebung bestimmend ist: gruppiert um den Stephans-turm alle Türme und Kuppeln von Wien, an klaren Tagen das Leitha-gebirge bis Hainburg, Kahlenberg, Leopoldsberg, das Steinhof-er Gelände, Mödling mit der Burg Liechtenstein, Husarentempel, Anninger, Ötscher und den viereckigen Turm von Perchtoldsdorf.

Jacqingasse und Faniteum zeugen vom erlesenen Bausinn ihres Gründers: ein plastisch prophetisches Schauen zur Harmonisierung des Bauwerks mit der umgebenden freien Landschaft; die spielende Leichtigkeit, einen Kunstbau in die Natur so hinein zu setzen, daß der Bau als Ausläufer der Gegend erscheint, zur Natur wird.

*

Der Versuch, Lanckorońskis Gestalt und seines Lebens Gehalt zumindest in den Hauptzügen festzuhalten, könnte wohl keinen pietätvolleren Abschluß finden, als durch den Hinweis auf eine mehr verschwiegene Seite dieser überreichen Persönlichkeit: auf sein d i c h t e r i s c h e s Schaffen; Verse, zu seinen Lebzeiten vorwiegend nur ganz Nahestehenden bekannt. Heute soll er selbst durch etliche seiner Gedichte sprechen:

Aus dem Venezianischen Tagebuch.

April—Mai 1905.

Der Lido.

Längliche Insel, du schaust nach zweierlei Seiten: ein Märchen
Grüßt uns Venezia hier — drüben die schäumende See;
Also zwiefach gewendet, erblickt auch die Seele des Menschen
Hier der Vergänglichkeit Land, dort der Unendlichkeit Meer.

Die heilige Barbara von Palma Vecchio.

Heilig? Nein, aber schön, und so mag das Volk dich verehren;
Kommt doch die Schönheit von Gott, wohin die Heiligkeit strebt.

San Francesco in Deserto*).

In Assisi vorbei an des Herrlichen Stätten, o Goethe,
Gingst du, deß brünstige Glut Erde und Himmel durchloht,
Der die Gestirne liebt, die Vögel, die Blumen und Menschen —
Wenn du dies Eiland betratst, hätte sein Hauch dich berührt.

Fort! (um 1874).

Ließ gerne vom Winde mich blasen
Nach Westen, nach Süd und nach Nord,
Daheim ließ ich Vettern und Basen,
Wollt' rasten an keinem Ort.

Vielleicht Ahasverus, dem Alten,
Begegnet' ich auf meinem Gang?
Wir wollten zusammen uns halten
In ruhlosem Wanderdrang:

Über schneeige Alpenpfade
Und durch Afrikas sandige Glut,
An nordisch entlegnem Gestade,
An des Ganges geheiligter Flut,

* Kleine Insel bei Burano.



Durch der Steppe buntes Gedränge,
An freundlichen Dörfern entlang —
Früh hörten wir Hochzeitsklänge
Und abends Leichengesang.

Mit dem Ewigen Juden als Lotsen
Durchfurcht' ich den Ozean,
Den heulenden Stürmen zu trotzen
Auf neuer Entdeckerbahn!

Und Flügel möcht' ich mir bauen,
Wie der Kreter einst und sein Sohn,
Und schwänge mich auf in den blauen
Äther, den Lerchen zum Hohn,

Und flög' über Berge und Bäume
Durch der Wolken vergoldetes Tor,
Mit dem Aar durch unendliche Räume
Zur leuchtenden Sonne empor!

Michelangelos Moses.

Die heil'gen Tafeln seinem Volk zu zeigen,
Die droben er mit ahnungsscheuem Zittern
Von Gott empfangen unter Sturmgewittern,
Will der Prophet vom Sinai niedersteigen.

Da hört er Paukenschall die Luft durchschüttern,
Erblickt tief unter sich den frechen Reigen,
Sieht Aaron feig dem gold'nen Kalb sich neigen
Und fühlt sein Herz in wildem Zorn erzittern;

Und schleudert nun in fürchterlichem Grimme
Die Tafeln an den Fels, daß sie zerschellen
Und durch die Schlucht es hallt mit Donnerstimme.

Was Bibelworte Dir davon erzählen,
Ein Stein erzählt es Dir mit stärk'rer Stimme,
Den Michael gewürdigt zu beseelen.

Herbstsonett. (Rozdól).

Ich lieb' es, wenn um rotbelaubte Hügel
Sich flockengleich der weiße Nebel hängt,
Und hoch im Dreieck wanderndes Geflügel
Mit lautem Ruf den Zug nach Süden lenkt,

Und mich, der jagend mit verhängtem Zügel
Durch Stepp' und Stoppel sausend hingesprengt,
Da schon die Dämmerung gesenkt die Flügel,
Ein lodernd Feuer am Kamin empfängt.

Man sitzt beisammen im vertrauten Kreise,
Man plaudert, raucht und denkt vergangner Zeit
Und hört den Herbstwind, stürmisch bald und leise,

Wie er die Blätter von den Bäumen streut.
Man fühlt des Jahres Kreis sich mählich schließen
Und neuen Drang dem Inneren entfließen.

Viel gefehlt und viel geirrt,
Manches recht getan —
Hinter mir liegt kraus verwirrt
Frühe Lebensbahn.

Trage gern, was mir der Zeit
Dunkler Schoß verhüllt,
Bleibt nur unmutvoller Streit
In der Brust gestillt;

Daß ich reinen Auges mag
Rings die Welt beschauen
Und mit jedem neuen Tag
Neuer Kraft vertrauen.

Den Tod nicht fürchten und das Leben lieben —
Wo Alles stürzt, ist dieses mir geblieben.
Es schweift der Blick hinaus in lichte Weiten . . .
Nicht bangend vor der Zukunft Rätselfragen
Will ich, was kommen kann, gelassen tragen,
Durch Not und Drang erhobnen Hauptes schreiten.



Herbstzeit (1891)

Ich hab' er'wartet im verflochtenen Hain
 den Hochgenuss der Welt der Zeit
 und auch im Herbst-Verweilen die Zeit
 die nicht von der Zeit nach Süden flieht.
 Ich hab' er'wartet im verflochtenen Hain
 den Hochgenuss der Welt der Zeit
 und auch im Herbst-Verweilen die Zeit
 die nicht von der Zeit nach Süden flieht.
 Ich hab' er'wartet im verflochtenen Hain
 den Hochgenuss der Welt der Zeit
 und auch im Herbst-Verweilen die Zeit
 die nicht von der Zeit nach Süden flieht.
 Ich hab' er'wartet im verflochtenen Hain
 den Hochgenuss der Welt der Zeit
 und auch im Herbst-Verweilen die Zeit
 die nicht von der Zeit nach Süden flieht.

Viel Herbst und viel Herbst
 Man hat recht dazu --
 Hinter mir liegt keine Verweil
 Frühe Lebenszeit
 Tages fern was die Zeit
 hinter sich verweilt
 in der Herbstzeit
 Die Zeit ist schon über mich
 hinter die Welt der Zeit
 und mit jedem Tag
 hinter mich verweilt.

Den Tod nicht fürchten und die Leben leben
 die Welt nicht in dieser Zeit verweilen
 die Welt nicht in dieser Zeit verweilen



Biblioteka Stefana Dembego w Warszawie

9-11-46

II. 287,627